

Predigt zur Jahreslosung 2019 im MBS-Gottesdienst am 17. Dezember 2019

Liebe Geschwister,

endlich ist das MBS einmal ganz vorn dabei! Nachdem wir uns jedes Jahr in der Weihnachtsvorbereitung von Aldi und Co. überholen lassen und auch mit den Osterhasen in der Regel im Rückstand liegen, werden wir mit der Jahreslosung dieses Mal die Ersten sein: Während andere Gemeinden die Predigt darüber bis Anfang Januar hinauszögern, ist es bei uns heute schon so weit: Hier ist nun die Predigt über die Jahreslosung 2019. Wegen des Praktikums haben wir sie nämlich vorgezogen. Ob das eine gute Sache ist, weiß ich noch nicht – ihr könnt mir ja irgendwann ein Feedback darauf geben. Aber komisch fühlt es sich schon an, heute Abend schon an das nächste Jahr zu denken, wo wir doch noch nicht einmal Weihnachten hinter uns gebracht haben.

Aber wie dem auch sei, das nächste Jahr kommt bestimmt und mit ihm auch eine Jahreslosung, die uns durch 2019 begleiten und herausfordern soll, sowohl persönlich wie auch als MBS. Die Losung für das nächste Jahr seht ihr bereits hinter mir. Es ist diesmal ein Wort aus einem Psalm und zwar Psalm 34,15. Dort heißt es: „Suche Frieden und jage ihm nach!“

Nun schaut man ja bei solchen Losungen eigentlich nicht auf den Kontext, weil sie für sich selbst wirken sollen. Bei Psalmen kommt noch hinzu, dass es dort in der Regel schwierig ist, denn in ihnen wird bestenfalls ein Autor genannt, aber normalerweise nicht die Situation, in der sie entstanden sind. Von dieser Regel gibt es nur ganz wenige Ausnahmen. Und eine davon ist unser Psalm 34. Dort lesen wir nämlich gleich im ersten Vers: „Von David, als er sich wahnsinnig stellte vor Achimelech und dieser ihn vertrieb und er wegging.“

So eine Bemerkung macht natürlich neugierig. Deswegen möchte ich, bevor ich auf unsere Jahreslosung zu sprechen komme, zunächst kurz einen Blick auf die Situation werfen, in der unser Psalm entstanden ist. Wir finden die dazugehörige Geschichte im 21. Kapitel des zweiten Samuelbuchs. David, der vom Hofmusiker zum obersten Heerführer König Sauls aufgestiegen war, war damals gerade in letzter Sekunde einem Mordanschlag seines alten Chefs entkommen. Was danach passierte, schildert die Bibel so: „David machte sich auf und floh an jenem Tage vor Saul und kam zu Achis, dem König von Gat. Aber die Knechte des Achis sprachen zu ihm: Ist das nicht David, der König des Landes, von dem sie im Reigen sangen: Saul schlug tausend, David aber zehntausend? Und David nahm sich diese Worte zu Herzen und fürchtete sich sehr vor Achis, dem König von Gat. Und er stellte sich vor ihnen wahnsinnig und tobte unter ihren Händen und rannte gegen die Pforte des Tores und ließ seinen Speichel in seinen Bart fließen. Da sprach Achis zu seinen Knechten: Ihr seht ja, dass der Mann wahnsinnig ist; warum bringt ihr ihn zu mir? Hab ich zu wenig Wahnsinnige, dass ihr diesen herbrachtet, bei mir zu toben? Sollte der in mein Haus kommen?“

Ich finde das interessant, weil der Kontrast zu uns heute nicht größer sein könnte. Wenn man sich bei uns so umschaute, hat man ja den Eindruck, dass wir heute gar nicht genug vom Wahnsinn kriegen können. Wer Speichel in seinen Bart rinnen lässt und dann gegen Türen rennt, erntet dafür in den sozialen Netzwerken ein paar Klicks und „Gefällt mir“ – und wenn er sich nicht ganz dumm anstellt, kann er es sogar bis zum Influencer schaffen. Wir leben eben in einer Zeit, in der man sich schon etwas einfallen lassen muss, um in der Masse aufzufallen. Und das ist komischerweise oft dasselbe wie das, was David sich seinerzeit einfallen ließ, um wieder in der Masse zu verschwinden.

Aber auch in anderer Hinsicht lebte David in einer völlig anderen Welt als wir. Dieser Unterschied wird nicht zuletzt an der Erziehung Davids deutlich. Obwohl der spätere König

Israels als jüngster Spross einer in Bethlehem recht angesehenen Familie aufgewachsen war, hatte er schon früh das Kämpfen lernen müssen. Zunächst hat er seine Schafherden gegen wilde Tiere verteidigt, dann den Riesen Goliath erschlagen. Und damit begann eine einzigartige Kriegerkarriere: erst als Heerführer Sauls, dann als irgendetwas zwischen Warlord und Mafiapate, immer auf der Flucht vor Saul. Und auch später als König ruhte sein Schwert so selten, dass sich erst sein Sohn Salomo an so etwas wie den Aufbau einer Verwaltung machen konnte.

Auf diesem Hintergrund betrachtet, ist es vermutlich bezeichnend, dass auch der Vers unserer Jahreslosung den Frieden für alles andere als selbstverständlich hält. „Suche Frieden und jage ihm nach“, heißt es da ja – gerade so, als sei der Frieden ein flüchtiges Wild, an das sich ein Jäger vorsichtig heranpirschen müsste. Vielleicht ist es diese Vorstellungswelt, die uns von David und seiner Zeit am meisten unterscheidet. Frieden ist für uns eine Selbstverständlichkeit, ein allgemeiner Zustand, der auch so bleibt, wenn keiner etwas daran ändert. „Lass mich in Frieden“, können wir deswegen einander sagen, so als wäre im Frieden bleiben etwas Passives. Wenn ich einfach hier sitzen bleibe, dann bleibt auch der Frieden. Frieden erscheint uns deshalb nicht mehr als Verpflichtung, sondern als grundlegendes Recht: Ich lebe in Frieden und habe das Recht, darin nicht gestört zu werden. Wenn aber doch, dann habe ich allen Grund zu klagen, zu jammern, anderen die Störung des Friedens vorzuwerfen und mich so lange zu beschweren, bis irgendetwas kommt, der den Frieden wiederherstellt.

Wenn die Theologie dazukommt, wird es vielleicht sogar noch schlimmer. Dann lese ich irgendwo, dass das hebräische Wort *shalom*, Frieden, noch viel mehr bedeutet als die Freiheit von gewaltsam ausgetragenen Feindseligkeiten, dass es ein allumfassendes Heil beschreibt, zu dem auch Gerechtigkeit, Schutz, Versorgung, Wohlergehen und Segen gehören, dann weckt das vielleicht sogar noch größere Begehlichkeiten. Wenn ich diesen Schutz und diese Geborgenheit nicht spüre, wenn ich mich nicht versorgt und verstanden fühle, wenn ich den Eindruck habe, dass der Segen irgendwie ausbleibt – dann muss doch irgendwer etwas falsch gemacht haben. Denn schließlich ist uns der Frieden doch verheißen!

Und wenn wir dann nicht aufpassen, dann wird es richtig schlimm. Mit uns Menschen ist es nämlich leider so, dass uns die kleineren Ungerechtigkeiten und Probleme umso stärker ins Auge stechen, je mehr die größeren beseitigt worden sind. Mit anderen Worten, wenn ich keinen wirklichen Feind habe, der mir nach dem Leben trachtet, dann regen mich die kleinen Dinge auf, dann nervt es mich, wenn ich mich unbeachtet fühle, wenn irgendeiner mich komisch anschaut oder – die allerschlimmste Sünde! – wenn mir irgendwo nicht die Wertschätzung entgegengebracht wird, die mir meiner Meinung nach eigentlich zustehen sollte. Und so kann es passieren, dass wir im Frieden leben und ihn oft doch nicht genießen können, weil zum Ideal noch so vieles fehlt.

Aber das ist auch ein völlig falscher Ansatz. Im Unterschied zu unserer passiven Vorstellung von Rechten, die ich tatsächlich oder vermeintlich habe, und die die anderen um des lieben Friedens willen gefälligst zu respektieren haben, beschreibt unser Psalmwort den Frieden als etwas, das aktiv angestrebt und gesichert werden muss. So brutal es in unseren Ohren auch klingen mag: Für David, für unseren Psalm und überhaupt die ganze Bibel ist der „Urzustand“ der zwischenmenschlichen Beziehungen leider nicht der Frieden, sondern der Konflikt – und der wird oft auch noch blutig auf Leben und Tod ausgetragen. Und dabei geht es nicht um Kleinigkeiten, sondern um ganz handfeste Interessenkonflikte: Ein Volk unterdrückt das andere, um von ihm nicht besiegt zu werden. Eroberungsfeldzüge sichern neue Ackerflächen und damit auch wirtschaftliche Grundlagen. Und weil von einer begrenzten Landfläche auch nur eine begrenzte Anzahl Menschen leben können, wurden Kriege oft als Vernichtungskriege geführt, in denen zumindest die männliche Bevölkerung des unterlegenen Gegners ausgerottet wurde, wenn man nicht gleich alle umgebracht hat. Die Welt Davids, die Welt der

Bibel ist eine unglaublich brutale Welt, die sich sehr von unserer unterscheidet, aber leider nur sehr wenig von anderen Gegenden in unserer Welt. Ob wir es wahrhaben wollen oder nicht, was den Frieden betrifft, leben wir auf einer Insel der Seligen in einem Meer von Gewalt, Ausbeutung, Mord und Totschlag.

Frieden entsteht also nicht von selbst, er ist nie einfach so da, sondern immer etwas, was erst mühsam erreicht werden muss. Damit es wirklich zu ihm kommt, ist ein aktiver Einsatz notwendig, ein Engagement mit all unserer Kraft. Mir gefällt deshalb das Bild von den Schwertern, die zu Pflugscharen umgeschmiedet werden, in dieser Hinsicht besonders gut. Dabei handelt es sich ja um ein biblisches Bild, das sowohl in Jesaja 2,4 wie auch in Micha 4,3 erwähnt wird. Auf symbolische Weise wird so nicht nur die Kraftanstrengung ausgedrückt, die nötig ist, um aus einem Kriegsgerät ein Hilfsmittel für den Frieden zu machen. Damit wird gleichzeitig auch die Erkenntnis aufgenommen, dass man Frieden nicht einfach so aus dem Nichts schaffen kann. Nötig ist es vielmehr, die Kraft, die Energie und auch den Einsatz, den man bisher für die Feindschaft aufgewandt hat, in die Freundschaft zu investieren.

Aber warum ist Frieden eigentlich so wichtig? Sieht man einmal der letzten Konsequenz des Unfriedens, vom Krieg, ab, scheint uns der Frieden im Alltag doch eher verdächtig. Wenn ich als Vater an die Zeit zurückdenke, als meine Kinder noch kleiner waren, da waren sie mir am unheimlichsten, wenn sie anscheinend friedlich stundenlang in ihrem Zimmer miteinander gespielt haben. Das waren nämlich genau die Augenblicke, in denen sie gemeinsam irgendetwas angestellt haben, was die Eltern nicht mitbekommen sollten. Genauso geht es uns doch auch in Politik und Wirtschaft: Wenn alle Parteien sich über eine Sache einig sind, dann wittern wir Verrat. Und wenn Unternehmen einander nicht mit aggressiven Werbekampagnen an die Gurgel gehen, vermuten wir, dass sie sich den Markt heimlich aufgeteilt haben.

Deshalb wundert es mich nicht, dass Frieden oft nicht besonders geschätzt wird. Konkurrenz belebt schließlich das Geschäft, wie es so schön heißt. Und die Konkurrenz zeigt sich im Kampf, weswegen wir Aggression in gewissen Grenzen auch für sehr hilfreich halten. Überhaupt ist unsere Sprache von kriegerischen Begriffen geradezu durchzogen: Wer etwas haben möchte, muss darum „kämpfen“, manchmal sogar „den Gegner schlagen“. Wir überlegen uns „Strategien“ und „taktische Manöver“. Manchmal „preschen wir vor“, ein andermal „ziehen wir uns zurück“. Und nicht immer ist „Angriff die beste Verteidigung“, aber immer noch besser als „sich wegducken“ oder gar „das Feuer auf sich zu ziehen“. Diese Beispiele könnte man noch endlos weiterführen, doch es dürfte auch so schon klar geworden sein, dass „der Krieg der Vater aller Dinge ist“, wie schon der griechische Philosoph Heraklit im fünften Jahrhundert vor Christus festgestellt hat.

Heraklit hat das übrigens nicht in dem Sinne gemeint, dass die meisten wichtigen Erfindungen im Krieg gemacht wurden – obwohl das leider vermutlich stimmt. Was er damit sagen wollte, ist vielmehr, dass wir erst im Konflikt wirklich zu leben beginnen. Wir befinden uns seiner Meinung nach nämlich immer im Konflikt: zwischen unterschiedlichen Gefühlen, zwischen unterschiedlichen Bedürfnissen, zwischen uns und den anderen. Wer wir wirklich sind, bekommen wir laut Heraklit also erst heraus, wenn wir diese Konflikte bewusst durchleben. Ein wirklich konfliktfreies Leben würde dagegen nicht nur einigermaßen unaufregend sein, sondern uns auch überhaupt nicht weiterbringen. Ich vermute, dass Heraklit damit ziemlich viel von dem erkannt hat, was heutige Psychologen auch sagen würden. Erst wenn wir unsere Grenzen spüren – und damit einen Widerstand in einem Konflikt – erkennen wir schließlich, wer wir wirklich sind.

Konflikte gehören deshalb zum Leben dazu – nicht nur Kinder müssen täglich die Hackordnung wieder neu ausverhandeln, auch Kurse tun dies und Kollegien, aber natürlich alles nett und auf spielerische Weise. Ein bisschen Aggressivität gehört zum Coolsein dazu wie

die Tarnklamotten oder die dunkle Sonnenbrille, die es dem Gegner nicht erlaubt, mir in die Augen zu schauen. Warum also sollten wir in dieser Welt dem Frieden nachjagen? Ist das nicht eine von diesen im Alltag doch ziemlich weltfremd erscheinenden „christlichen“ Ideen? Kommen nicht überall die allzu sehr auf Ausgleich und Harmonie Bedachten unter die Räder?

Das mag sein, aber der Frieden ist wichtiger. Ich will mit ein paar Gedanken erklären, warum das so ist: Als Gott die Welt geschaffen hat, hat er den Menschen zu seinem Ebenbild gemacht und ihm gleichzeitig den Auftrag gegeben, die Welt sowohl zu bebauen und zu bewahren, wie auch sie sich untertan zu machen und über sie zu herrschen. Bei dieser Welt, dieser echten und ganz konkreten Welt, die Gott dem Menschen anvertraut hat, haben wir es aber mit Dingen, Pflanzen, Tieren und Menschen zu tun, also mit etwas, das immer und überall notwendigerweise und in jeder Hinsicht begrenzt ist. Unbegrenzt ist allein Gott – und vielleicht sind es auch noch unsere Wünsche, das, was wir für Bedürfnisse halten und vielleicht sogar unser Ego. Wenn wir von dem her die Welt betrachten, werden wir sein wollen wie Gott, wie es in der Sündenfallgeschichte heißt, und die Welt vor allem untertan machen und beherrschen wollen.

Damit verbunden ist aber ein Grundproblem, das wir bei der Betrachtung der Schöpfungsgeschichte in der Regel übersehen, das aber der Hintergrund aller Probleme ist: Im Zentrum steht dabei ein falsches Gottesbild, was in der Folge zu einem falschen Menschenbild führt. Wir betrachten Gott als ein „Ego“, ein Individuum, ein „Einzelwesen“, das für sich selbst und aus sich selbst existiert und von daher die Welt zu seinem eigenen Nutzen und seiner eigenen Freude geschaffen hat. Wenn wir uns nun als Ebenbilder dieses Egos sehen, dann sind wir natürlich neidisch auf diese Position. Gott ist dann nämlich so wie wir uns selbst sehen, nur noch viel mächtiger. Der Sinn des Lebens besteht dann darin, Gott entweder diese Macht streitig zu machen – das wäre die „sündige Lösung“ – oder, wenn das nicht geht, sich diese Macht wenigstens „nutzbar“ zu machen. Das ist die scheinbar „fromme“ Variante. Gott wird dann zu einer Stärkung und Erweiterung meines Egos.

Das Problem ist nur, dass Gott so nicht ist. Gott der Schöpfer ist in sich eine völlig konfliktfreie Beziehung, ein ständiges Miteinander von drei unterschiedlichen Personen, die jeweils für sich als Gott verehrt werden, aber trotzdem weder drei Götter sind noch alle zusammen den einen Gott ergeben. Es geht also um etwas Grenzüberschreitendes, Verbindendes, eine Gemeinschaft, die eins und unteilbar ist, und gleichzeitig eine Einheit, die in sich Vielfalt bedeutet. Das einzige Wort, das die menschliche Sprache dafür bereithält, ist „Liebe“. Gott ist Liebe: Einheit in Vielfalt, untrennbare Gemeinschaft, einer in drei, drei in eins. So etwas wie ein Ego gibt es dort nicht, ja strenggenommen noch nicht einmal ein Wir, wenn wir uns darunter den Zusammenschluss von mehreren Egos vorstellen. Der Herr ist einer, lautet das Grundbekenntnis des alten Israels, und gleichzeitig drei, ergänzt das Neue Testament.

Dieser Gott nun hat die Welt erschaffen und den Menschen zu seinem Ebenbild. Damit ändert sich jedoch der Blick auf die Welt und den Menschen in ihr. Die Welt ist dann nicht mehr Herrschaftsraum, sondern Beziehungsraum, ein Ort, der ganz und gar von Liebe bestimmt sein soll. Herrschaft ist in ihr Führung und Leitung im besten Sinne des Wortes: Die Interessen der Geschöpfe werden weise miteinander ausgeglichen und ihre Anbetung im Menschen auf Gott konzentriert.

Wie das aussieht, erkennen wir an Jesus, den das Neue Testament als das wahre Ebenbild Gottes bezeichnet. In ihm wurde Gott nicht nur Mensch, sondern kommt der Mensch auch wieder zu Gott und damit zu seiner eigentlichen Bestimmung zurück. Und diese Bestimmung ist Liebe. Jesus selbst hat dafür gebetet, dass alle, die an ihn glauben, jetzt und in Zukunft, „dass sie alle eins seien. Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, so sollen auch sie in uns sein, auf dass die Welt glaube, dass du mich gesandt hast. Und ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben hast, auf dass sie eins seien, wie wir eins sind, ich in ihnen und

du in mir, auf dass sie vollkommen eins seien und die Welt erkenne, dass du mich gesandt hast und sie liebst, wie du mich liebst. Vater, ich will, dass, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, damit sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast; denn du hast mich geliebt, ehe die Welt gegründet war.“ (Johannes 17,21-24)

Dass sie alle eins sind – ich in ihnen und du in mir – dass sie vollkommen eins seien – dass du sie liebst, wie du mich liebst. Habt ihr es gemerkt? Hier wird das Geheimnis der Dreieinigkeit aufgenommen und auf die übrige Welt ausgeweitet. So wie Gott einer und damit eins ist, sollen auch seine Geschöpfe eins sein und in diese große Einheit mit hinein genommen werden, die sich nur mit dem Wort „Liebe“ erfassen lässt. Die Liebe ist jedoch die große, grenzüberschreitende Kraft, die Kraft, die alles erträgt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet und in alldem niemals aufhört, wie der Apostel schreibt (1. Korinther 13,7f.). Sie ist die ursprünglichste aller Kräfte, älter als das Universum selbst, weil sie die Kraft Gottes ist. Und deshalb wird sie auch bleiben, wenn alles andere vergeht, weil Gott selbst die Liebe ist.

Der Weg der Liebe ist jedoch der Weg des Friedens. Liebe führt zum Frieden und überwindet die Grenzen. Wer den Frieden sucht, kommt deshalb an der Liebe nicht vorbei. Und die Liebe ist gleichzeitig auch die aktive Suche nach Frieden, nach diesem umfassenden Frieden, der mit dem hebräischen Wort *shalom* ausgedrückt wird, zu dem auch Segen und Geborgenheit gehören. Dieser Friede bringt die Schöpfung näher zu Gott. Für diesen Frieden lohnt deshalb jeder Einsatz.

Zum Schluss ist vielleicht aber auch ein Wort der Warnung notwendig. Es gibt den echten Frieden, der aktiv verfolgt werden muss, wie es in unserer Jahreslosung heißt, und den anderen, den falschen Frieden. Welchen ihr anstrebt, könnt ihr relativ leicht herausfinden, wenn ihr euch eine schmerzhafteste Frage stellt: *Warum* will ich eigentlich Frieden? Möchte ich vor allem in Frieden gelassen werden? Das ist ein passiver Zugang zum Frieden. Das zeigt sich auch in dem Ziel: Solche Menschen möchten vor allem geliebt werden und vielleicht sogar – ganz böse Falle! – beliebt sein. Wer das möchte, muss die Konflikte immer wieder unter den Teppich kehren und unter Umständen so oft gute Miene zum bösen Spiel machen, dass er sich selbst nicht mehr wiedererkennt.

Aber der echte Friede hat nichts mit dieser weitverbreiteten Harmoniesucht zu tun, die den Konflikten eher aus dem Weg geht als dass sie sie löst. Wir sehen das an Jesus: Weil er wusste, dass es zur Liebe gehört, auf manche Probleme nicht nur hinzuweisen, sondern sie auch offensiv anzugehen, ist er Konflikten nicht aus dem Weg gegangen. Aber er hat sie auf andere Weise gelöst, als unfriedliche Menschen das tun. Er hat das Böse auf sich genommen, ist die zweite Meile mitgegangen und hat die andere Wange hingehalten. Und nicht zuletzt war er immer bereit zu vergeben und einen Neuanfang zu ermöglichen. Im Gegensatz zum falschen Frieden erfordert das einen echten Einsatz. Hier muss man aktiv werden und nicht einfach nur kleinbegeben und abwarten.

Wenn ich mir also etwas wünschen darf für die Zeit, die vor uns liegt, für die Ferien, das Praktikum und das ganze kommende Jahr, ist es, dass wir zu Menschen werden, die sich aktiv und mit ganzem Einsatz für den Frieden einsetzen. Dass Friede für uns keine Selbstverständlichkeit ist und erst recht kein Recht, das uns andere gefälligst einzuräumen haben, sondern eine Aufgabe und eine Herausforderung, der wir uns jeden Tag neu stellen. Und nicht zuletzt, dass wir zu Menschen werden, denen es wichtiger ist zu lieben als geliebt zu werden. Die nicht aufgeben, die suchen und jagen, um den Frieden sogar an den Orten zu finden, an denen wir ihn nicht vermutet hätten. Gott segne uns! Amen.

Ich möchte mit einem Gebet schließen, das Franz von Assisi zugeschrieben wird und wunderbar zu unserer Jahreslosung passt. Wer möchte, kann es gern mitbeten und zu seinem eigenen Gebet machen.

Herr,
mache mich zum Werkzeug Deines Friedens,
dass ich liebe, wo man sich hasst,
dass ich verzeihe, wo man sich beleidigt,
dass ich verbinde, wo Streit ist,
dass ich wahrhaftig bin, wo die Lüge regiert,
dass ich Hoffnung wecke, wo Verzweiflung quält,
dass ich ein Licht anzünde, wo Finsternis ist,
dass ich Freude bringe, wo der Kummer wohnt.

Herr, lass Du mich trachten,
nicht dass ich getröstet werde, sondern dass ich tröste,
nicht dass ich verstanden werde, sondern dass ich verstehe,
nicht dass ich geliebt werde, sondern dass ich liebe.

Denn wer da hingibt, der empfängt,
wer sich selbst vergisst, der findet,
wer verzeiht, dem wird verziehen,
und wer da stirbt, erwacht zum ewigen Leben.

Amen.